

Für Normalität braucht es ein eigenes Haus

An der Universität Cambridge unterrichtet ein Forscher 24 Wochen im Jahr. Alle sieben Jahre hat er ein Jahr frei. Das macht in sieben Jahren ganze drei Jahre Lehre. Wozu braucht so jemand, fragt Simon Goldhill aus Cambridge, noch ein „Institute for Advanced Studies“? Goldhill leitet selbst ein solches Institut. Einrichtungen dieses Namens sind in den vergangenen Jahrzehnten allerorten gegründet worden. Das Vorbild für sie liegt in Princeton, das erste deutsche Modell war das Bielefelder „Zentrum für interdisziplinäre Forschung“. Danach kam das Berliner Wissenschaftskolleg, und die Exzellenzinitiative hat ermöglicht, dass inzwischen auch in Freiburg, Göttingen und München solche Häuser existieren. Wie in Taipeh, Harvard, Schanghai, Stellenbosch, Bologna, Budapest, Zürich und so weiter. Sie alle ermöglichen Forschern mehrmonatige Pausen vom Unterricht, zumeist in ansprechender Umgebung, mit geselligem Beisammensein über Fachgrenzen hinweg. Mal bilden sich Arbeitsgruppen mit thematischen Schwerpunkten, mal finden hier einfach auch nur Individuen die Zeit, ein Buch zu vollenden.

Weshalb aber, noch einmal gefragt, sind dafür eigene Einrichtungen nötig? Beim weltweit ersten Treffen solcher Institute, zu dem das „Freiburg Institute for Advanced Studies“ (FRIAS) jetzt eingeladen hatte, gab es mehrere Antworten. Im Wettbewerb um politische Beachtung, befand der Hochschulforscher Philip Altbach vom Boston College, seien solche Zonen generöser Gastgeberschaft und ihre Fähigkeit, reputierte Forscher zu gewinnen, ein Markenzeichen. So etwas können sich Politi-

In Freiburg tagen zum allerersten Mal die universitären „Institutes for Advanced Studies“, Institute für lehrentlastete Studien also, die sich viele Spitzenuniversitäten zugelegt haben.

ker und Mäzene besser merken und leichter verstehen als ein gutes Curriculum. Ein Euro, der in sichtbare Prominenz angelegt wird, erzielt darum unter Umständen mehr Außenwirkung als einer, der in die Verbesserung der Lehre geht. Ganz unfreiwillig bestätigte der baden-württembergische Staatssekretär für Wissenschaft, Klaus Tappeser, diese Vermutung, als er auf die Frage, wie viele Spitzenuniversitäten es in Deutschland gebe, „drei bis fünf“ sagte, was angesichts der allein vier Exzellenz-Sieger in seinem eigenen Bundesland – und der Universität seines CDU-Kreisverbandes, Tübingen, die er gleich mit dazuzählte – gut die normale politische Aufmerksamkeitsspanne dokumentierte.

Selbstverständlich, hieß es weiter, profitiert aber auch die Lehre von solchen Kollegien. Insbesondere dann, wenn sie, wie alle in Freiburg versammelten, an einer Universität angesiedelt sind und nicht irgendwo im Wald liegen. Sie sind dann, so durfte man den Freiburger Rektor Hans-Jo-

chen Schiewer verstehen, nicht nur ein Beitrag zur Differenzierung zwischen Universitäten, sondern auch einer zur Differenzierung innerhalb von Universitäten. Das FRIAS beispielsweise arbeitet – ähnlich wie beispielsweise Institute in Straßburg oder dem englischen Durham – mit ständigen Themenschwerpunkten, sucht also nicht nur anerkannte, sondern auch zu lokalen Erkenntnisinteressen passende Forscher.

Noch einen Schritt weiter und vermutlich den sinnvollsten von allen geht das Hebrew Institute for Advanced Studies, das um die gewonnenen Gäste herum, wie Eliezer Rabinovici darlegte, kleine „Schulen“ für hochbegabten Nachwuchs einer Disziplin einrichtet und damit vermeidet, was mancherorts ein Risiko darstellt: dass gefördert wird, was gar nicht mehr gefördert werden muss, erkaltete Reputation nämlich. Nichts gegen immer dieselben Namen, die von Institut zu Institut wandern – aber am meisten würden sie im Großeltern-Enkel-Transfer nützen und nicht im „fachübergreifenden Gespräch“, also im unverbindlichen Austausch unter Ex-Forschern.

Trotzdem sind fast 95 Prozent aller „Fellows“ an solchen Instituten Professoren (gut 70 Prozent) oder Forscher, die ihre Promotion schon hinter sich haben. Ein Altersprofil wurde nicht mitgeteilt, und auch die Zahl der Vielfachkollegiaten wäre in puncto „Absenz von der Lehre“ interessant gewesen. Ansonsten ist die Variationsbreite der Wissenschaftskollegien, das zeigten Werner Frick und Thomas Dose (Freiburg) auf der Grundlage einer Umfrage, sowohl was ihre Größe, die Dauer der Stipendien und die fachliche Zusammensetzung angeht, beträchtlich. Alle ha-

ben das Problem, dass sie nur selten Laborforscher zu einem Aufenthalt bewegen können. Alle konkurrieren um ungefähr dieselbe Personengruppe, nicht selten mit sehr unterschiedlichen finanziellen Möglichkeiten.

Was die Wissenschaftskollegien dieser Welt jedoch am meisten unterscheidet, sind die Universitätssysteme, auf deren Bedürfnisse sie reagieren. Hier war die Diskussion zwischen den ausländischen Instituts-Direktoren und den hiesigen besonders instruktiv. Denn niemand erklärte den Leuten aus Cambridge, Stanford, Dublin, Tokio oder Jerusalem, dass die Voraussetzung für Simon Goldhills Frage hierzulande gar nicht erfüllt ist. Bei uns sind auch Spitzenuniversitäten Massenuniversitäten und unterscheiden sich, was das Verhältnis von Lehrpersonal und Studenten angeht, in nichts von allen anderen. Auch Inder staunen, wenn sie in der Konferenzpause erfahren, dass ein deutscher Professor neun Stunden nicht im Trimester, sondern in der Woche lehrt.

Und sie staunen, wenn sie noch dazu erfahren, dass auf einen Forscher mitunter neunzig Studierende kommen, gewissermaßen doppelt: darüber, dass es dabei trotzdem noch zu Forschung kommt, und darüber, dass man den Studenten und den Forschern so etwas als Spitzenuniversität verkaufen kann. Hinzu kommt die teils fremd-, teils selbstverschuldete Überarbeitung im Drittmittel-, Begutachtungs- und Reformmarathon. Hat man all das im Blick, sind die „Institutes for Advanced Studies“ in manchen Ländern nicht mehr als ein Versuch, Bedingungen fürs Nachdenken, Lesen und Schreiben herzustellen, die in anderen ganz normal sind.

JÜRGEN KAUBE